

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
März/April 1982
19. Jahrgang, Nr. 3/4

Helmut Scheffel

Lust und Leiden an Wörterbüchern

**Was der Leser nicht weiß,
macht auch den Kritiker nicht heiß**

Die Unkenntnis darüber, was ein Übersetzer literarischer Werke eigentlich macht, ist weit verbreitet. Der deutsche Leser eines übersetzten Romans oder eines Bandes mit Essays wird sich im allgemeinen erst dann bewußt, daß der Text ursprünglich in einer anderen Sprache geschrieben wurde, wenn er über einen Ausdruck stolpert, sich an einer Formulierung stößt, etwas nicht begreift. Selbst der kluge Kritiker, der ein Buch rezensiert, behandelt die Übersetzung zumeist wie ein Original. Er mag den Stil eines Werkes rühmen, die Sprachkraft eines Autors preisen, er vergißt zu sagen, daß die Wörter und Sätze, die er gelesen hat, nicht die sind, die der Autor schrieb, sondern die, die der Übersetzer zusammenfügte. Es sei denn, der Kritiker fände Wörter und Wendungen, die ihn befremden oder ihn erkennen lassen, daß der Übersetzer anscheinend etwas nicht verstanden hat. Und wenn der Rezensent sich die Mühe macht, im Original nachzulesen, falls er dessen Sprache versteht, zeigt er an einigen Beispielen, wie unzulänglich die Übersetzung, wie wenig angemessen sie dem Original doch ist. Kopschüttelnd muß der Leser sich fragen, ob denn der unglückselige Übersetzer, wenn er schon die fremde Sprache nicht beherrscht, nicht wenigstens über ein gutes Wörterbuch verfüge, in dem er hätte nachschlagen können, um seiner sprachlichen Schwachheit aufzuhelfen.

Daß es unzulängliche Übersetzungen gibt, ist leider unbestreitbar. Die Fragen, wie und warum sie zustande kommen, weshalb sie gedruckt werden, warum auch ältere Übersetzungen klassischer Werke, die zumindest den Fachleuten als mangelhaft bekannt sind – die Tolstois, Dostojewskis, Balzacs, Flauberts, Stendhals oder Dickens' seien als wenige Beispiele genannt – immer wieder neu veröffentlicht werden, würden uns allerdings von unserem Thema weit entfernen.

Was der literarische Übersetzer alles soll

Aber es gibt gewiß auch gute Übersetzungen, und wie diese entstehen und welche Rolle dabei Wörterbücher spielen, ist für die Verdeutlichung des Übersetzungsprozesses viel erhellender. Stellen wir uns einen gewissenhaften Übersetzer vor, der die fremde Sprache sehr gut kennt, der mit dem Land vertraut ist, in dem sie gesprochen wird, mit dessen Kultur und Geschichte, seiner Literatur und mit den psychologischen Besonderheiten seiner Bewohner, einen Übersetzer, der außerdem mit seiner eigenen Sprache dank einer trainierten Sensibilität umzugehen weiß – was nicht heißt, daß er selbst Schriftsteller sein muß – und der noch dazu über ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen verfügt. Was macht der so vortrefflich für seine Tätigkeit ausgerüstete Mann oder die mit nicht minderen Kenntnissen und der gleichen

Begabung ausgestattete Frau vor der Schreibmaschine, neben der ein Buch liegt, dessen Wörter und Sätze zu einem fremden linguistischen Zeichensystem gehören, das als nationale Sprache in einem langen historischen Prozeß auf eine bestimmte Weise kodifiziert wurde, das zudem von einem Autor auf eine eigene subjektive Weise, die seinen persönlichen unverwechselbaren Stil darstellt, gebraucht wird? Was macht der Übersetzer, der das, was der Autor gesagt und wie er es gesagt hat, mit den Wörtern und Möglichkeiten, die ihm seine eigene Sprache zur Verfügung hält, so wiedergeben muß, daß der Leser der Übersetzung annähernd den gleichen Eindruck gewinnt wie der des Originals, daß die Übersetzung soviel wie möglich von den Intentionen vermittelt, die aus dem Original ablesbar sind? Wie stellt der Übersetzer es an, um den Lesern seines Textes das gleiche ästhetische Vergnügen zu verschaffen wie der Originalautor den seinigen? Wozu anzumerken wäre, daß dieses ästhetische Vergnügen keineswegs in dem schlichten Sinne zu verstehen ist, daß die an literarischen Mustern gebildeten Leseerwartungen sich immer wieder erfüllen, sondern daß gerade moderne Autoren ihre Leser auf ungewöhnliche Wege führen, um ihnen zu zeigen, wie sehr ihre Wahrnehmungsweise vorgeprägt ist von dem, was sie gelesen haben. Die Literaturwissenschaft hat den Begriff Rezeptionsästhetik für diesen Prozeß gefunden.

Zweifel ist die erste Übersetzerpflicht

Wenn der literarische Übersetzer das auch nicht unbedingt wissen muß, denn von ihm wird schließlich keine theoretische Interpretation des Werkes erwartet, sondern ein künstlerisches Nachschaffen, so muß er doch vieles andere wissen, und über die Tugenden der Umsicht und des Zweifels muß er verfügen. Gemeint ist nicht der Zweifel an der Qualität des Originals, die setzen wir hier als selbstverständlich voraus, gemeint ist der Zweifel, ob denn die gefundenen Wörter die Bedeutung derjenigen der Ausgangssprache auch wiedergeben, ob die Stilebene, das Sprachniveau, der Ton, die subtile Sprachmusik auch in der Übersetzung getroffen sind.

Der Ratschlag Valéry-Larbauds, den dieser in seinem dem Übersetzen gewidmeten Buch „Sous l'Invocation de Saint-Jérôme“ (Unter Anrufung des Heiligen Hieronymus) gegeben hat: „Der gute Übersetzer muß alle Wörter nachschlagen, vor allem jene, die er am besten kennt“, ist keine rhetorische Übertreibung, der gewissenhafte Übersetzer wird ihn befolgen, so zeitraubend das auch sein mag.

Was so sonnenklar erscheint

Da beginnt ein Roman – es handelt sich um den Roman von Michel Butor „La Modification“ (Paris 1957), der auf deutsch unter dem Titel „Paris – Rom oder die Modifikation“ (München 1958) erschien – mit dem Satz „Vous avez mis le pied gauche sur la rainure de cuivre, et de votre épaule droit vous essayez en vain de pousser un peu plus loin le panneau coulissant“.

Der Übersetzer weiß, daß hier der Autor einen Mann anspricht und zugleich von ihm erzählt, der in Paris im Jahre 1955 ein

Eisenbahnabteil betritt. Jedes Wort des Satzes ist scheinbar völlig klar, und die Übersetzung könnte lauten: „Sie haben den linken Fuß auf die Kupferschiene gesetzt, und mit Ihrer rechten Schulter versuchen Sie vergeblich, die Schiebetür etwas weiter aufzustoßen.“ – Aber wie? Sollte die Gleitschiene der klemmenden Schiebetür wirklich aus Kupfer sein? Wäre das nicht ein ungewöhnlicher Luxus der SNCF? Und ist nicht Kupfer ein besonders weiches Metall, das an dieser Stelle seinen Zweck nur kurze Zeit erfüllen würde? Was sagt das Wörterbuch? In diesem Fall der „Sachs-Villatte“? – Dort wird unterschieden zwischen „cuivre blanc, Weißkupfer“, „cuivre jaune, Messing (= laiton)“ und „cuivre rouge, reines Kupfer“. Die Gleitschiene ist, wie die eigene Erfahrung den Übersetzer lehrt, aus Messing. Aber warum schrieb Michel Butor nicht „cuivre jaune“ oder „laiton“, wenn er das doch meint? Weil „laiton“ eher ein Fachausdruck der Metallurgie ist und der Autor dem allgemeinen französischen Sprachgebrauch folgte, der „cuivre“ ohne weitere Spezifizierung auch dann verwendet, wenn es sich nicht um reines Kupfer handelt, sondern um eine Legierung, und sein Buch ist ein Roman und keine fachliche Abhandlung.

Hätte der Übersetzer den Roman erst zwanzig Jahre später übersetzt und die in so vielen Fällen ergiebigere Neubearbeitung des „Sachs-Villatte“ von 1979 benutzt, er hätte unter „cuivre jaune“ nicht mehr den Hinweis auf „Messing“ gefunden und dahinter auch nicht mehr den Vermerk „(= laiton)“, sondern an dessen Stelle nur das Wort „Gelbguß“, das nun allerdings nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, ein metallurgischer Fachausdruck ist, sondern allenfalls ein kunsthistorischer, der jedoch sonst nicht mehr gebräuchlich ist, wie die Auskünfte einiger Lexika glaubhaft machen.

Soviel allein zu der Vokabel „cuivre“ und warum aus der „Kupferschiene“ eine Messingschiene wurde. Daß der zitierte Satz aus der „Modification“ in der endgültigen deutschen Fassung schließlich lautet: „Du hast den linken Fuß auf die Messingschiene gesetzt und versuchst vergeblich, mit der rechten Schulter die Schiebetür etwas weiter aufzustoßen“, daß also aus dem „vous“ ein „du“ wurde, ist allerdings nicht den Auskünften eines Wörterbuches zuzuschreiben, sondern ist das Ergebnis einer literarischen Interpretation des Werkes, die hier nicht zur Debatte steht, die aber in jedem Fall unerlässlich ist, wie ja der Übersetzer – gleich jedem anderen Leser – ein Stück Literatur immer auch interpretiert.

Selbstvertrauen ist gut, Kontrolle ist besser

Nachschlagen – auch was man gut kennt, hieß der Ratschlag Valéry-Larbauds. Jeder, der des Französischen einigermaßen mächtig ist, weiß, daß „modeste“ bescheiden heißt. Und so kann man denn in Übersetzungen von Marivaux' Komödie „La Double Inconstance“ (Verführbarkeit auf beiden Seiten) mit schöner Regelmäßigkeit lesen, wie die Hofdame Flaminia die Frauen, die auf dem Dorfe wohnen, zu „bescheidenen“ Frauen erklärt und ihre „modestie“ ihre „Bescheidenheit“ nennt. Dabei hätte ein Blick ins Wörterbuch genügt, um zu erfahren, daß „modeste“ auch „sittsam“ bedeutet. Und der Textzusammenhang ebenso wie die Situation läßt es zur sicheren Gewißheit werden, daß die Dame die „sittsamen Frauen“ und deren „Sittsamkeit“ gemeint hat. Der neue „Sachs-Villatte“ hat diese Bedeutung zu Recht mit dem Vermerk „litt“ (literarisch) versehen, im alten fehlte noch dieser Hinweis, dafür standen außerdem als mögliche Übersetzungen noch „züchtig“ und „ehrbar“. Sieht man in dem Vorgänger, dem „Dictionnaire“ von Mozin und Biber von 1826 nach, das nun allerdings eine antiquarische Rarität ist, so findet man dort neben vielen Anwendungsbeispielen außer „sittsam“ und „ehrbar“ auch noch „anständig“, dafür fehlt dort „züchtig“. Der Übersetzer muß sich entscheiden, auf welcher historischen Sprachebene er seine Figuren, die der Autor des frühen achtzehnten Jahrhunderts erfand, im Deutschen sprechen lassen will. Das allzu altertümelnde „züchtig“ wird er ebenso vermeiden wie das allzu stramm gewordene „anständig“.

So gewiß es also ist, daß der Übersetzer im neuesten und umfassendsten Wörterbuch nachschlagen muß – für das Englische ist es der „Muret-Sanders“, für das Französische der „Sachs-Villatte“ von 1979 – er tut gut daran, eine der früheren Ausgaben, deren Hauptteil (ohne die späteren diversen Nachträge) von 1917 stammt, zu Rate zu ziehen, denn manche Bedeutungsnuance eines Wortes ist um der modernen, zeitgemäßen Ausdrucksweise willen und wegen der großen Erweiterung des technischen und wissenschaftlichen Wortschatzes verlorengegangen. Aber nicht nur Bedeutungsnuancen, auch Bedeutungsgruppen sind verschwunden.

So findet sich im neuen „Sachs-Villatte“ unter „botte“ zwar selbstverständlich neben der Übersetzung „Stiefel“ und „Bündel“ und ihren Anwendungen auch noch die der Fechtkunst zugehörige von „Stoß“ mit dem Anwendungsbeispiel „parader, porter une botte, einen Stoß parieren, (aus)führen“, doch „Hieb“ und „Ausfall“ sind nicht mehr genannt, so wenig wie die „botte secrète“, die beim Fechten eine „Finte“ sein kann, im übertragenen Sinne aber auch als „pousser une botte secrète à quelqu'un“, jemand einen Streich spielen“ bedeutet, wie es im älteren „Sachs-Villatte“ noch vermerkt ist.

Wer etwa in Gustave Flauberts „Dictionnaire des idées reçues“ (dem „Wörterbuch der Gemeinplätze“) auf die Eintragung stößt: „Escrime: Les maîtres d'escrime savent des bottes secrètes“ und sich darauf keinen Vers machen kann, fühlt sich also vom Wörterbuch im Stich gelassen. Auf das Wort „Finte“ muß er selber kommen. Daß jener Unglücksmensch, der vor einigen Jahren Flauberts „Dictionnaire“ ins Deutsche übersetzte und entweder gar kein Wörterbuch oder allenfalls ein Liliput-Dictionnaire benutzte, in totaler Gedankenlosigkeit hinschrieb „Fechten. Die Meister der Fechtkunst kennen verschwiegene Stiefel“, sei nur der besonderen Komik wegen erwähnt.

Einfälle sind keine Zufälle

Roger Martin du Gard, Nobelpreisträger und unter anderem Autor des mächtigen Romans „Die Thibaults“, erzählt in seinen „Noten sur André Gide“, er habe bei seinem ersten Besuch in Gides Wohnung auf einem Tisch ein Exemplar des alten „Dictionnaire analogique“ von Boissière liegen sehen und sich gefragt, ob das nicht vielleicht eine der geheimen Quellen sei, aus der der von ihm so bewunderte Gide schöpfe und aus der manche seiner kostbaren Wörter stammten. Unverzüglich habe er sich selbst auf die Suche nach einem „Boissière“ gemacht, schließlich zu einem sündhaft hohen Preis auch einen aufgetrieben. Als dann André Gide etwas später den Band in Martin du Gards Bibliothek entdeckte und sich wunderte, daß sein Freund ihn so großartig fand, erklärte er diesem: „Ich habe mir früher auch mal einen gekauft, habe ihn aber nie aufgeschlagen, ich kann mit solchen Instrumenten nichts anfangen.“

Wir dürfen Gide aufs Wort glauben. Der immens belesene Gide war als Schriftsteller auf diese Art Nachschlagewerk nicht angewiesen. Wir wissen aber auch, daß er bei seinen zahlreichen Übersetzungen natürlich auch Wörterbücher benutzte. Was allerdings nicht heißt, daß seine Übertragungen von Werken Shakespeares, Whitmans, Conrads und anderer Musterbeispiele für Genauigkeit wären, ihre Verdienste liegen anderswo.

Gide als Autor konnte auf die Benutzung eines Synonymlexikons verzichten. Nicht jeder Übersetzer ist ein Gide, außerdem aber und vor allem ist der Übersetzer, so groß seine Lust am Formulieren auch sein mag, doch ganz und gar gefesselt durch das Original, dem es nahezukommen und das es nachzuahmen gilt. Um die Fülle der Möglichkeiten der eigenen Sprache dabei zu nutzen, ist jedes Hilfsmittel willkommen.

„Üb' Ersetzen“ ist ein kleines Wortspiel, mit dem man den Vorgang des Übersetzens gar nicht unpassend bezeichnet hat. Doch ist – mit oder ohne Hilfe und Kontrolle des Dictionnaires – das Wort gefunden, mit dem das Originalwort wirklich „ersetzt“ werden kann, ein Wort, das die gleiche Bedeutung hat, das auf der gleichen Stilebene liegt, dem gleichen historischen Sprachstand

(Fortsetzung auf S. 3 unten)

Der Undankbare

aus „Die Haarbeutel“ von Wilhelm Busch

Einen Menschen namens Meier
Schubst man aus des Hauses Tor,
Und man spricht, betrunken sei er;
Selber kam's ihm nicht so vor.

Grade auf des Weges Mitte,
Frisch mit spitzem Kies belegt,
Hat er sich im Schlurferschritte
Knickebeinig fortbewegt.

Plötzlich will es Meiern scheinen,
Als wenn sich die Straße hebt,
So daß er mit seinen Beinen
Demgemäß nach oben strebt.

Aber Täuschung ist es leider.
Meier fällt auf seinen Bauch,
Wirkt zerstörend auf die Kleider
Und auf die Zigarre auch.

Schnell sucht er sich aufzurappeln,
Weh, jetzt wird die Straße krumm,
Und es drehn sich alle Pappeln,
Und auch Meiern dreht es um.

Knacks, er fällt auf seine Taschen,
Worin er mit Vorbedacht
Noch zwei wohlgefüllte Flaschen
Klug verwahrt und mitgebracht.

Hilfsbedürftig voller Schmerzen
Sitzt er da in Glas und Kies,
Doch ein Herr mit gutem Herzen
Kam vorbei und merkte dies.

Voller Mitleid und Erbarmen
Sieht er, wie es Meiern geht,
Hebt ihn auf in seinen Armen,
Bis er wieder grade steht.

Puff! Da trifft ein höchst geschwinder
Schlag von Meiern seiner Hand
Auf des Fremden Prachtzylinder,
Daß der Mann im Dunkeln stand.

Ohne Hören, ohne Sehen
Steht der Gute sinnend da;
Und er fragt, wie das geschehen
Und warum ihm das geschah.

The Ingrate

übersetzt von W. W. Arndt

Here old Oscar, mildly puzzled,
Is abruptly shoved outside
On the ground that he is sozzled
(A report he has denied).

Down the roadway see him travel
At a loose and shambling stroll,
Ploughing through the jagged gravel
Saggy-kneed, but in control.

Presently his eye surprises
In the road a sudden hump,
And accordingly he rises
To negotiate the bump.

A mirage! he notes with loathing;
His façade sustains a jar,
Wreaking havoc on his clothing
Not to mention the cigar.

Hardly is he up and righted
When the road begins to spin;
All the poplars get excited,
Even Oscar is sucked in.

Crunch! he falls upon his pockets,
Which (a prey to weakened nerves)
He has shrewdly made the sockets
Of his yet untapped reserves.

Ragged, jagged, and in danger
There he sits in glass and soot,
But a charitable stranger
Notifies what is afoot.

Filled with pity and compassion
For a brother sunk so far,
He restores him in some fashion
To the perpendicular.

Poof! an unexpected whopper
From behind him finds his mark
On the stranger's silken topper
And consigns him to the dark.

Now the crumpled cover sunders
Him from sights and sounds without;
And he stands bemused and wonders
How – and why – this came about.

(Fortsetzung von S. 2)

zugehört, so heißt das noch keineswegs, das Gefundene könne auch immer verwendet werden. Es kann sich herausstellen, daß gerade dieses Wort den Satzrhythmus zerstört, daß es schwerfällig ist, daß es einen fatalen Gleichklang mit einem anderen, in näherer Umgebung stehenden hat, das nicht minder treffend ist. Jeder Übersetzer kennt diese Nöte.

Was tun? Der eine oder andere Ausdruck muß verändert werden. Wenn der eigene aktive Wortschatz nichts mehr hergibt, wenn das zweisprachige Dictionnaire nicht mehr weiterhilft, bleibt die Zuflucht zu einem Lexikon der Synonyme. Zwar weiß der Übersetzer, daß es Synonyme im strengen Sinne nicht gibt, denn die aufgeführten Wörter gehören meist zu einem recht weit gefaßten Bedeutungsfeld, zumindest aber regt die Lektüre der vielen bedeutungsverwandten Ausdrücke die schöpferische Phantasie an und verhilft vielleicht, wenn schon keines der verzeichneten

Wörter passen will, zu einem neuen Einfall. So gehören etwa Wehrle-Eggers „Deutscher Wortschatz“, Franz Dornseiffs „Deutscher Wortschatz nach Sachgruppen“ oder auch das neuere aus der DDR stammende „Große Lexikon der Synonyme“ und selbst der achte Band des Großen Duden „Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen“ zu den Nothelfern des Übersetzers, der seine Einfälle nicht dem Zufall überlassen kann, denn er hat gelernt, auch „die Poesie zu kommandieren“.

Sein Licht nicht unter den Scheffel stellen

Eines der am schwersten zu beackernden Felder auf dem weiten Gebiet der Übersetzungsarbeit ist das der idiomatischen Wendungen. Hier hat jede Nationalsprache Sachverhalte und Erfahrungen an meist bildkräftige Formulierungen gefaßt, für die sich in einer anderen Sprache mitunter gar keine Entsprechungen finden oder aber solche mit ganz anderen Bildern und Metaphern –

wenn nicht die Entsprechung überhaupt nur scheinbar eine solche ist, weil sie eine Sinnverschiebung enthält, die ihren Gebrauch im gegebenen Text- und Sinnzusammenhang unmöglich macht. Es kommt hinzu, daß solche idiomatischen Redewendungen meist der Umgangssprache oder der familiären Ausdrucksweise zuzurechnen sind und die Einschätzung ihres stilistischen Niveaus wie auch der Grad ihrer Verbrauchtheit keineswegs immer einfach ist. Im übrigen gibt es gerade in der zeitgenössischen Literatur Autoren, die diesen Bildern parodistische Effekte abgewinnen, die besonders schwer wiederzugeben sind. Wenn jemand im Französischen „tiré à quatre épingles“ ist, so kann er, wie der „Sachs-Villatte“ uns belehrt, „geschniegelt und gebügelt, wie aus dem Ei gepellt, piekfein“ sein oder „sich in Schale geworden haben“. All diese deutschen Ausdrücke sind zu Recht mit einem „F“ für „familiäre Sprache“ versehen. Es haftet ihnen in der Tat etwas kleinbürgerlich Spießiges an, und die Frage stellt sich, ob der Autor, der den Ausdruck zur Beschreibung einer Person gebraucht, ihm diese besondere Nuance hat geben wollen.

Ob das deutsche „in die Röhre gucken“ – um einmal den umgekehrten Weg zu gehen und den Teil „Deutsch-Französisch“ des „Sachs-Villatte“ zu benutzen – durch die französische Wendung „se mettre la tringle“ oder „se mettre une ceinture“ richtig wiedergegeben ist, darf man bezweifeln, haben diese doch eher die Bedeutung von „den Gürtel enger schnallen“ wie im Teil „Französisch-Deutsch“ dann nachzulesen. Der Ausdruck „faire ceinture“ der hier mit der Übersetzung „in die Röhre gucken“ im Sinne von „leer ausgehen“ aufgeführt wird, findet sich allerdings weder im „Dictionnaire Robert“ noch im „Dictionnaire Littré“. Hier ist also Vorsicht angebracht.

Für „se parer des plumes du paon“ hingegen gibt es keine Probleme, es entspricht genau dem „sich mit fremden Federn schmücken“, ebenso wie wenn jemand bei einer Sache gezwungen war „d’y perdre des plumes“, denn er hat dabei „Federn lassen“ müssen. Damit jemand das herausfindet, braucht man ihm kaum „auf die Sprünge zu helfen“ oder ihn auf den richtigen Weg zu bringen, „mettre sur la voie“ wie man im Französischen zu sagen pflegt.

Hingegen ist die Bedeutung von „donner le change“ weniger leicht zu erkennen: „Hinters Licht führen“. Zum Glück brauchen wir „keinen Streit vom Zaun zu brechen“ „chercher une querelle d’Allemand“, weil etwa der Sachs-Villatte dem naheliegenden Irrtum erlegen wäre, die Wendung „mettre la lumière sous le boisseau“ – was wörtlich „das Licht unter den Scheffel stellen“ heißen würde – mit dieser Übersetzung aufzuführen, sondern die andere, aber richtige angibt: „Die Wahrheit verbergen, geheimhalten“.

Fachwörter, Wortspiele und die Folgen

Jeder Leser literarischer Werke von Rang weiß, daß sie ihn sowohl der im besonderen Fall enthaltenen allgemeinen Bedeutung verdanken als auch ihrer spezifischen Form, daß darüber hinaus aber auch eine Menge Detailkenntnisse des Autors eingearbeitet sind. Die Erfahrungen und Studien eines Schriftstellers, die die Anschaulichkeit erst möglich machen und der Darstellung Farbigkeit, Plastizität und Überzeugungskraft verleihen, können ihn zu einem sehr umfassenden Wissen geführt haben, sei es historischer, geographischer, zoologischer, botanischer, ethnologischer, medizinischer, ökonomischer, archäologischer, technischer oder sonstiger Art. Nicht, daß der Autor durch Wissen die Leser beeindrucken müsse, die Nutzung dieses Wissens erhält ihren Sinn durch den engen Zusammenhang mit der entsprechenden ästhetischen Konzeption.

In den Briefen Gustave Flauberts etwa kann man lesen, daß er ganze Bücherberge verschlang, um sich bestimmter Sachverhalte zu vergewissern, die seinem Roman dann als Grundierung dienten. Bei der Lektüre von Romanen Robert Pingets wird man des öfteren staunen über die botanischen Kenntnisse des Autors, die beiläufig zutage treten. Die zahlreichen Pflanzennamen dienen hier der Konkretisierung einer imaginären Provinzlandschaft.

In einem Buch Michel Butors, dem großen didaktischen Gedicht über die Vereinigten Staaten von Amerika mit dem Titel „Mobile“, spielen die Namen der in Nordamerika besonders zahlreichen Vogelarten, die John James Audubon in seinem berühmten Werk „Birds of America“ dargestellt hat, eine ebenso große Rolle wie etwa die unzähligen Namen von Muschelarten, von denen einige immer dann genannt werden, wenn das Meer evoziert wird. Für die Übersetzung eines solchen Buches reicht kein noch so umfassendes allgemeines Wörterbuch aus, und selbst zweisprachige Spezialwörterbücher – soweit es sie für das entsprechende Fachgebiet überhaupt gibt – versagen nur allzu häufig. Da erscheinen, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, die pfeilförmig angeordneten, eine Vogelflugformation andeutenden Namen

Siskins des pins,
roitelets à couronne d’or,
moineaux des arbres,
bruants des neiges,
ptarmigans des aulnes,
suce-sève à ventre jaune,
moineaux de Lincoln.

In diesem Fall muß der Übersetzer auf dem Weg über den amerikanischen Namen, den er bei Audubon findet, zu einer deutschen Übersetzung kommen. Mitunter muß er sie selbst kombinieren, wenn es für die amerikanische Vogelart zwar einen lateinischen, doch keinen deutschen Namen gibt:

Kiefernzeisige,
Goldhähnchen,
Baumsperlinge,
Schneeammern,
Erlenschneehühner,
Gelbbauchaftspechte,
Lincolnsperlinge.

Eine besondere Herausforderung an den Übersetzer sind autoren-spezifische Wortspiele. Da hilft kein Wörterbuch mehr. Häufig sind sie überhaupt unübersetzbar. Der Übersetzer kann den Geist des Textes nur dadurch retten, daß er selbst mit seiner Sprache spielt und an einer anderen Stelle, an der ihm das Deutsche die Möglichkeit bietet, ein Wortspiel gebraucht, das nicht an den Haaren herbeigezogen ist. Das Risiko, ein Kritiker könne ihm vorhalten, an dieser Stelle stünde doch im Original etwas ganz Gewöhnliches, wird er gelassen in Kauf nehmen.

Was die literarischen Anspielungen betrifft, die ein Text enthalten kann, so wird man auch von einem gebildeten Übersetzer nicht erwarten können, daß er sie alle erkennt. Nehmen wir an, jemand hätte diese Plauderei über Nutzen und Nachteil von Wörterbüchern für den Übersetzer in eine andere Sprache zu bringen: Ob ihm wohl bewußt wird, daß er es hier mit einer Anspielung auf den „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ vor sich hat, oder ob er bemerkt hat, daß vorhin, als von der „Lust am Formulieren“ die Rede war, eine Anspielung auf Goethes „Lust am Fabulieren“ vorlag? Kein Wörterbuch würde ihm auf die Sprünge helfen, kein Lexikon ihn darauf aufmerksam machen. Damit sei gesagt, daß der literarische Übersetzer zwar einerseits längst nicht all das wissen kann, was im Wörterbuch steht, daß er andererseits aber sehr viel mehr wissen muß, als das Wörterbuch zu erfassen vermag. Das literarische Übersetzen ist gewiß ein Handwerk, aber es ist auch eine Kunst, und Kunst kommt von Können, wie man etwas plump zu sagen pflegt. Sie kommt aber auch aus Erfahrung, von Lebens- und Leseerfahrung. Weh dem Übersetzer, der keine hat!

Aus: „Wort und Sprache“. Beiträge zu Problemen der Lexikographie und Sprachpraxis, veröffentlicht zum 125jährigen Bestehen des Langenscheidt-Verlags. Berlin u.a., 1981.

Das Hexaglott

Ein Wörterbuch aus dem Jemen des 14. Jahrhunderts

Seit einiger Zeit gibt es in der Presse Berichte – so von John Noble Wilford vom *New York Times Service* – über ein lange verloren geglaubtes oder aber vergessenes Wörterbuch aus dem Jemen des 14. Jahrhunderts. Das Original des Manuskripts befindet sich in Sanaa, der Hauptstadt des Jemen, und libanesische Sprachwissenschaftler machten zu Anfang der siebziger Jahre den Turkologen Dr. Tibor Halasi-Kun von der Columbia Universität in New York darauf aufmerksam. Die Entdeckung war einem archäologischen Fund vergleichbar, durch den wenig bekannte Facetten einer vergangenen Kultur dem modernen Menschen zugänglich gemacht und aufschlußreiches Material über die Entwicklung mehrerer wichtiger Sprachen gefunden wurden.

Seit über fünf Jahren arbeiten Sprachwissenschaftler nach Mikrofilm-Kopien an der Entzifferung des „Rasuliden-Hexaglott“, wie dieses einmalige Wörterbuch nach der damals im Jemen herrschenden Dynastie genannt wird. Man hofft, es im nächsten Jahr mit einer englischen und französischen Übersetzung vorlegen zu können, und zwar wird die Publikation im Archivum Ottomanicum erfolgen, einer Zeitschrift, die sich der Erforschung des Mittleren Ostens widmet.

Der Name des Königs der Rasuliden-Dynastie, der zwischen 1363 und 1377 herrschte und dem dieses sechssprachige Wörterbuch zu verdanken ist, war Al-Malik al-Afdal Dingham ad-Din Al-Abbas. Dieser König hatte ausgesprochen intellektuelle Neigungen, schrieb auch eine Abhandlung über den Getreideanbau und besaß Kenntnisse in der Medizin und Astronomie. Sein *opus magnum* jedoch war das sechssprachige Lexikon, in dem etwa 1.200 bekannte und wichtige arabische Wörter aufgeführt sind, und in parallelen Spalten findet man die vergleichbaren Ausdrücke des Persischen, Türkischen, Spätbyzantinisch-Griechischen, Kilikisch-Armenischen und oft auch des Mongolischen. Wir haben es daher mit einem eindrucksvollen Prototyp der heutigen mehrsprachigen Lexika zu tun.

Die erste Eintragung in diesem Verzeichnis ist – wie könnte es in einem islamischen Werk anders sein – das arabische Wort für Gott, *Allah*, dem *Khuday* für das Persische, *Tengri* für das Türkische, *O-Theos* für das Griechische und *Astuat* für das Armenische folgen. Nicht angeführt ist das mongolische Wort, das gleichfalls *Tengri* lautet.

Unter anderem bringt der König auch Ausdrücke aus den Gebieten der Nahrung, Reitkunst, Unterhaltung, Medizin und speziell der weiblichen Anatomie („aber ganz ohne Lüsterheit“, wie Professor Dr. Peter B. Golden, der Bearbeiter des griechischen Teils, in einem Interview bemerkte). Es wurden viele griechische Wörter mit archaischen Endungen gefunden und auch solche, die es im modernen Griechischen gar nicht mehr gibt. Sie sind Überbleibsel eines im Mittelalter auf Zypern und in Kleinasien gesprochenen griechischen Dialekts und bilden daher ein Bindeglied zwischen dem klassischen und dem modernen Griechisch.

Ähnlich handelt es sich bei dem im Hexaglott aufgezeichneten Armenischen um eine mittelalterliche und heute nicht mehr gebräuchliche Form, die in Kilikien gesprochen wurde, der südöstlichen Küstenregion der heutigen Türkei. Diesen armenischen Teil bearbeitet Dr. Edmund Schütz von der Universität Budapest, von der auch Lajos Ligeti kommt, der für das Mongolische zuständig ist und der das Hexaglott in dieser Beziehung für ganz besonders interessant hält. Diese Sprache wurde in Persien gesprochen, nachdem das Land von den Nachfolgern Dschingis Khans erobert worden war, und über die hier vorkommende Form des Mongolischen hat es bisher nur sehr wenig Material gegeben.

Das Rasuliden-Hexaglott beweist in jedem Fall, daß der Jemen im Mittelalter keineswegs ein rückständiges Land, sondern ein blühendes Gebiet war. Auch mußte die herrschende Schicht erkannt haben, daß die Kenntnis mehrerer Sprachen von Nutzen war. In der islamischen Welt des Ostens war Umgangssprache damals das Persische, obwohl die militärisch-politische Kaste auch sehr häufig das Türkische verwendete. Die anderen Sprachen müssen für das Geschäftsleben nützlich gewesen sein, denn der Jemen war im 14. Jahrhundert ein wichtiges Handelszentrum. Erst die Entdeckung neuer Handelswege, vor allem die Reisen Vasco da Gamas im 15. Jahrhundert, führten zum Niedergang des Landes.

Nach dem Hexaglott zu urteilen, stand im 14. Jahrhundert die herrschende Schicht des Jemen den kulturellen Zentren von Kairo und Damaskus näher als den Völkern am Golf. Sie scheint ein lebhaftes Interesse an der Reitkunst, der feinen Küche und Astronomie gehabt zu haben. Der König war zwar kein professioneller Lexikograph im modernen Sinn, wohl aber ein vielseitig gebildeter, kultivierter Mann und akribisch vorgehender Gelehrter mit kosmopolitischen Interessen, was sich durch die Auswahl seiner Wörter, Themengebiete und Sprachen erweist.

Über das private Leben oder die Regierung dieses interessanten Königs ist wenig bekannt. Aus seinem Wörterbuch scheint sich jedoch zu ergeben, daß er ein begeisterter Falkner war und sich überdies Gedanken über seinen zunehmenden Leibesumfang machen mußte. Denn ohne ersichtlichen Zusammenhang ist im Hexaglott ein arabisches Wort angeführt, das jenen Fettwulst bezeichnet, der sich um die Leibesmitte zu entwickeln pflegt. . .

Franziska Weidner

Bücher für Übersetzer

Hans E. Zahn: Wörterbuch für das Bank- und Börsenwesen. Deutsch-Englisch, Englisch-Deutsch, Verlag Fritz Knapp, Frankfurt am Main 1982, 260 Seiten, DM 28,-.

Das *Wörterbuch für das Bank- und Börsenwesen* ist offensichtlich aus einem Zettelkasten hervorgegangen. Das ist grundsätzlich nicht Negatives, nur sollte es der Benutzer wissen. Denn in einem so entstandenen Wörterbuch ist nur das zu finden, was der Autor zufällig festgehalten hat; alles andere taucht nicht auf. Womit wir beim Kern sind.

Das vorliegende Wörterbuch ist ein Nachschlagewerk für ein engbegrenztes Fachgebiet, in welchem man vieles findet, manches auch nicht. Aufgrund der „Zettelwirtschaft“ sind Lücken und eine gewisse Systemlosigkeit nicht zu vermeiden. So findet man z.B. den „Giroüberzugs Lombard“, nicht aber das doch sicher geläufigere „Girokonto“, oder 34 Eintragungen unter dem Stichwort „Hypotheken“, nur der Grundbegriff „Hypothek“ selbst fehlt, und man muß ihn sich anhand der Komposita und mit Hilfe des englisch-deutschen Teils herausuchen – dort kommt er nämlich vor. Ferner erscheinen wichtige Begriffe etwa im deutsch-englischen Teil, nicht aber im englisch-deutschen, und umgekehrt. Aber das sind Mängel, die sich in einer zweiten Auflage zum Teil abstellen ließen.

Ein sehr spezialisiertes Wörterbuch also, das ein allgemeines Wirtschaftswörterbuch sicher nicht überflüssig macht, aber bestimmt eine gute Ergänzung dazu wäre mit seinem teilweise recht ausgefallenen Wortschatz. Begrüßenswert die starke Ausrichtung an der Praxis, die man als Übersetzer oft schmerzlich vermißt. Erfreulich auch der für ein Fachwörterbuch recht günstige Preis, wofür man die „einfache“ Aufmachung gern in Kauf nimmt.

Und der Benutzerkreis? Die Fachübersetzer selbstverständlich, aber vor allem wohl die vielen Nichtübersetzer, die täglich mit dieser englisch-amerikanisch durchsetzten Materie zu tun haben.

Wolfgang Rhiel

Conte/Boss: Wörterbuch der Rechts- und Wirtschaftssprache, Teil II, Deutsch-Italienisch, 3. Aufl., C.H. Beck, München 1981, 501 Seiten, DM 98,-.

Recht und Wirtschaft – zwei vielfältig miteinander verflochtene, komplexe Gebiete – in einem Wörterbuch behandeln, heißt sich viel vornehmen, will man beide Gebiete abdecken und zugleich ein operables Werkzeug für die Übersetzungsarbeit schaffen. Der vorliegende Band (eine Neubearbeitung und Erweiterung der zwölf Jahre zurückliegenden Voraufgabe) wird aus Übersetzer-sicht diesen Anforderungen weitgehend gerecht. Auf rund 500 Dünndruckseiten wird eine Fülle von Wörtern und Ausdrücken aus Privatrecht, Öffentlichem Recht, Straf- und Prozeßrecht, Wirtschaftsrecht sowie aus Volkswirtschaft und Betriebswirtschaft aufgeführt. Rund 2500 neue Stichwörter, so die Verlagsangabe, sind in der Neuaufgabe hinzugekommen.

Die breite Anlegung kommt gerade dem Übersetzer entgegen, während Juristen und Wirtschaftswissenschaftler darin möglicherweise Unschärfe im Detail vermuten werden. Das Hauptaugenmerk des Richters Hans Boss, der das von Giuseppe Conte begründete Wörterbuch fortgeführt hat, scheint auf der Rechtssprache zu liegen, wenn auch neben den „klassischen“ Termini aus Volks- und Betriebswirtschaft viele wichtige und ganz moderne Begriffe aus der Wirtschaft Eingang gefunden haben. Die „Inflationsrate“ freilich sollte in diesem Fachwörterbuch vorhanden sein; auch das Stichwort „Textverarbeitung“ wäre wünschenswert; über die fehlende „Marktlücke“ oder „Marktnische“ kann man sich streiten; doch „Scheckkarte“ dürfte nicht fehlen, zumal „Kreditkarte“ vorhanden ist.

Daß sich das Wörterbuch nicht nur an den bundesrepublikanischen Benutzer wendet, wird schon beim Lesen des Vorworts klar: Der Bozener Rechtsanwalt Ludwig Regele wirkte „bei der Gesamtrevision (...) der Stichwortauswahl unter dem vorrangigen Gesichtspunkt des südtiroler Sprachgebrauchs“ mit. So findet sich u.a. die Wiener-Börsen-Spezialität „Krätzel“, der österreichische „Geschäftsfall“ und der schweizerische „Wehrmann“ – jeweils nach Herkunftsland gekennzeichnet. Auch das nützliche Abkürzungsverzeichnis im Anhang ist dreigeteilt: Bundesrepublik Deutschland, Österreich, Schweiz.

Laut Klappentext wurde bei der Neuaufgabe auf die stärkere Einarbeitung des Grundwortschatzes Wert gelegt. Daneben ist auch eine ganze Reihe von Stichwörtern enthalten, die man in einem Wörterbuch der Rechts- und Wirtschaftssprache nicht unbedingt vermuten würde: „Friedensnobelpreis“, „Nervenkrieg“, „Putschist“, „Ramsch“, „Theaterzensur“, „Weinpantschen“. Selbst „Bürgerinitiative“, „Enquetekommission“ und „Lebensqualität“ fehlen nicht.

Worüber sich der Wirtschaftspraktiker von heute vielleicht ärgert, der nicht allein mit Tagesaktualität befaßte Übersetzer aber eher freuen kann: Es wurde nicht zu viel vermeintlicher Ballast an „veraltenden“ oder „veralteten“ Begriffen abgeworfen, um (neu aufgenommen) modernen Begriffen wie „Umweltschutz“ und „Umweltverschmutzung“ Platz zu machen. Etwas kurios nimmt sich allerdings das Stichwort „Thron“ aus, unter dem man in allen Variationen erfahren kann, wie man auf italienisch einen Thron besteigt, jemanden auf einen Thron erhebt oder vom Thron stößt, auf einen Thron verzichtet oder ihm gar entsagt. Insgesamt gesehen ist aber mit dieser Neubearbeitung der schwierige Versuch, den sehr verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden, geglückt.

Christel Galliani

was einer der bedeutendsten englischen Lexikographen, Samuel Johnson, einmal gesagt hat. Im 18. Jahrhundert, als man noch nichts von der Präzision von Quarzuhren wußte, schrieb er: „Wörterbücher sind wie Uhren; die schlechteste ist besser als gar keine, und von der besten kann man nicht erwarten, daß sie ganz genau geht.“

Brockhaus-Wahrig, Deutsches Wörterbuch Band 3 ist erschienen (von „G“ bis „JZ“). Das Werk ist Sprachwörterbuch, Bedeutungswörterbuch, Stilwörterbuch, etymologisches Wörterbuch, Synonymwörterbuch, Fremdwörterbuch und Fachwörterbuch in einem. In diesem Band findet man z.B. „Hijacker“, „Hit“, „Hitchhiker“ und besonders im Bereich „I“ eine Fülle von Fremd- und Fachwörtern, die heute lebendiger Bestandteil unserer Sprache sind.

Treffende Bibelzitate heißt ein im Ott Verlag, Thun (Schweiz) erschienenes Werk von **Richard Brüllmann**. Dieses neuartige Nachschlagewerk enthält aktuelle Stichwörter zu den Themen: Achtsamkeit, Alkohol, Atheismus, Büchermachen, Charakter, Emanzipation, Medikamente, Völkerverständigung, Wohlfühlgesellschaft, Zärtlichkeit, Zungenfertigkeit und Zurückhaltung. Ein wichtiges Arbeitsinstrument für den literarischen Übersetzer, der seine Bibelzitate richtig anwenden muß.

Leserbrief

zu Helmut Winter, „Die Schokoladentorte zwickt an mir“, und dem Kommentar von Margaret Carroux

Dem Artikel von H. Winter kann ich nur vollinhaltlich zustimmen, auch in der sprachlichen Formulierung. Ganz besonders hervorzuheben ist seine vernichtende Kritik an Dieter Steins „Theoretische Grundlagen der Übersetzungswissenschaft“.

Anders steht es mit Margaret Carroux' Äußerungen. Ihre Kritik an Helmut Winters Sprache ist die übliche Beckmesserei. „Nahe-liegendste“ ist seit vielen Jahrzehnten einwandfreies Deutsch. Man vergleiche: Wenn „nächstliegende“ allein zulässig wäre, dann müßte man auch sagen: Fritz ist der *höchstgewachsene* der Söhne von E. Müller. Oder: Das war die *höchststrabende* Rede, die ich je hörte. Oder: Das war der *längstanhaltende* Beifall in diesem Landtag.

Wenn Komposita zu einer semantischen Einheit voll zusammenwachsen, steigern sie mit -st am Ende des Wortes und nicht inmit-ten. Und selbstverständlich können Übersetzer „des Deutschen nur noch sporadisch mächtig“ sein. Wenn jemand einer Sprache mächtig ist, dann ist das eine qualitative Aussage, zu der natürlich ein Zeitadverb einschränkend hinzutreten kann.

Selbstverständlich steht es M. Carroux frei zu sagen, daß ihr diese oder jene Wendung nicht gefällt. Aber zu behaupten, das sei schlechtes Deutsch, ist unzulässig – es sei denn, sie könnte es durch gründliche Recherchen belegen. Die Duden-Kartei enthält jedoch keinerlei Hinweise darauf, daß die zitierten Ausdrücke zu verurteilen seien – ebensowenig wie „Trotzdem es regnete, gingen wir spazieren“ oder „Wenn er kommen würde“ oder „Er ist größer wie sein Bruder“ usw. Alles das ist seit vielen Jahrzehnten richtiges Deutsch – freilich gelegentlich stilistisch weniger angemessen.

Wolf Friederich

Zum Abschluß des **Großen Duden-Wörterbuchs der Deutschen Sprache** ist es mit der Veröffentlichung des letzten und sechsten Bandes gekommen. Dazu schreibt das Bibliographische Institut in einer Presse-Aussendung: „... Wie gut die Arbeit ist, die der Lexikograph geleistet hat, das kann nur der Wörterbuchbenutzer richtig beurteilen. Jeder aber, der nun über Dudens ‚Großes Wörterbuch der deutschen Sprache‘ urteilt, sollte daran denken,

„Geld ist Leben, Baby. Und leben ist heilig, oder?“, so spricht der Held [in Jörg Fausers ‚Der Schneemann‘, München 1981] zu seiner Eintagsgeliebten. Wer spricht, wer schreibt da? Nein, es ist kein deutscher Chandler-Übersetzer.“ (DER SPIEGEL, 22. 6. 1981)

Eva Bornemann

Frauensprache und Übersetzung oder Das Tiresias-Syndrom

Aus einem Vortrag

Was in Wörterbücher aufgenommen wird, gilt als repräsentativ. Ihre Definitionen spiegeln nicht nur die Meinung einzelner. Sie beschreiben den Status quo und schreiben ihn fest.

Ist die Frau ein Mensch? Welche Auskunft können Lexika geben? Ein Blick in die Vergangenheit, in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts: Die große Enzyklopädie der Aufklärung von Diderot und d'Alembert schreibt: „Homme“ (im französischen gleichzeitig „Mensch“ und „Mann“): „Es ist ein fühlendes und denkendes Wesen, das frei über die Erde schreitet und wohl an der Spitze aller anderen Tiere steht, über die er herrscht.“

„Frau“ – „das Weibchen des Menschen“. Da kann man nur sagen: tableau.

Aber werfen wir einen Blick in die Gegenwart. Das Wörterbuch der Königlich Spanischen Akademie von 1970 schreibt: „Hombr“ (wie im Französischen gleichzeitig „Mensch“ und „Mann“): „1. Vernunftbegabtes Tier. Dieser Begriff umfaßt das ganze Menschengeschlecht. 2. Männliches Wesen, vernunftbegabte Kreatur männlichen Geschlechts.“ „Frau“ – „Person weiblichen Geschlechts“. Noch einmal: tableau. Beim Weiterblättern stößt man auf das, was fehlt und nicht verzeichnet ist, z.B. der Begriff „Machismo“, die südeuropäische, lateinamerikanische Variante des Männlichkeitswahns. Den gibt es in diesem Standardwörterbuch nicht.

Hélène Cixous, die französische Psychoanalytikerin, sagt: „Ein weiblicher Text kann immer nur subversiv sein.“ Aber weiblicher Diskurs ist nicht zwangsläufig nur Rede von Frauen. Cixous: „Es gibt Männer, die ihre Femininität nicht verdrängen und Frauen, die ihre Maskulinität mehr oder weniger stark unterstreichen.“ Männlichkeit und Weiblichkeit sind also Konzepte, die nicht „natürlich“ an ihren Trägern, an Mann und Frau, kleben.

Was ist unsere Erfahrung als Übersetzer?

Jeder, der etwas auf sich hält – beruflich, meine ich –, verfügt über so etwas wie einen Schutzheiligen. Nun, der Schutzheilige der Übersetzer ist niemand geringerer als Hieronymus, den ein sehr geistvoller und belesener Autor, dessen Werk *Der verleugnete Eros – eine Geschichte abendländischer Tabus* von mir übersetzt wurde, den „ranzigsten“ (the most rancid) und weiber- und körperfeindlichsten aller Heiligen nannte. Er war es jedoch, der der Legende nach als erster die Heilige Schrift in das übersetzte, was danach als *Vulgata* fungierte.

Ich jedoch meine, unser Schutzheiliger sollte eher Tiresias heißen. Und das hat seinen Grund. Niemand kann genau fühlen, was der andere fühlen mag, noch kann er das jeweilige Maß an Schmerz oder Lust beurteilen. Warum fällt mir ausgerechnet Tiresias ein? Er war der Seher von Theben, dem die griechischen Götter vergönnten, nacheinander als Frau und als Mann zu leben. Die Legende erzählt, wie Zeus und Hera im Verlauf eines ihrer endlosen Ehezwiste sich stritten, welchem der beiden Geschlechter wohl das größte sexuelle Vergnügen beschieden sei. Mit verblüffender Klugheit behauptete Zeus, es sei die Frau. Hera, Pionierin aller Kämpferinnen für die Gleichberechtigung der Frau, widersprach Zeus heftig und erklärte, alle Welt wisse, daß der Mann das größte Vergnügen habe. Das Paar einigte sich schließlich, den Seher Tiresias zu befragen, der das einzige Wesen war, das beide Seinsformen erlebt hatte. Tiresias fällt seinen Spruch: Es sei die Frau. Hera, zornig, weil sie sich des altertümlichen Vorwandes, den Männern alles zu verargen, beraubt glaubte, wandte sich gegen Tiresias und schlug ihn mit Blindheit – weil er zu vieles zu weise erkannt hatte?

Habe ich beim Übersetzen fremdsprachiger (also in meinem Fall amerikanischer oder englischer) Texte spezifische Erfahrungen gemacht? Bin ich auf bestimmte Probleme gestoßen, bei denen

eine spezifische Frauenfremdsprache in ihr deutsches Äquivalent übertragen werden muß?

Eigentlich nicht. Nur hatte mir einmal bei einem sehr klugen, von einem Ehepaar geschriebenen Buch über Menstruation (es ist unter dem Titel *Die weise Wunde* vergangenes Jahr bei S. Fischer erschienen), das nicht vom medizinischen, sondern vom psychologisch-mythisch-folkloristischen Standpunkt aus verfaßt war, der Verlag eine mehr oder weniger mißglückte Übersetzung zur Überarbeitung gegeben. Die Übersetzerin war eine militante Feministin, sie hatte das Wort „man“ – also „one“ – nicht über die Schreibmaschine gebracht und dafür immer „frau“ geschrieben. Sie war der Ansicht, daß ein Buch, das sich mit einer so spezifisch weiblichen Problematik befaßt, auch in die „Frauensprache“ übersetzt werden müsse. Der Extremfall dieser „doppelten“ Übersetzung – also deutsch in Frauensprache – wird scherzhafterweise gerne an dem Beispiel klargemacht, daß bestimmten Frauen das Wort „Mannesmann“ nicht über die Lippen ginge und daß sie statt dessen immer „Dingeling“ sagten.

Nun, Scherz beiseite. Gewiß bekomme ich als Frau und als einigermmaßen bekannte und versierte Übersetzerin neuerdings viel „Frauentexte“, will sagen Bücher, die von Frauen für eine vorwiegend weibliche Leserschaft geschrieben sind. Der Verlag sagt dann immer: „Ja, das Buch kann doch nur eine Frau übersetzen!“ Und kritische weibliche Kollegen, die zum Beispiel das von Kai Molvig übertragene Buch von Erica Jong, *Fear of Flying* (Angst vorm Fliegen) gelesen hatten, stimmte zu: Das hätte besser einer Frau zur Übersetzung gegeben werden sollen.

Warum eigentlich?

Westernhefte werden massenhaft von Frauen übersetzt, weil diese Art von Arbeit notorisch unterbezahlt wird. Eine Verlagslektorin bei Pabel-Moewig hat mir versichert, daß sich Männer weigern, selbst unterbezahlte „Frauenromane“, also Groschenheftliteratur, zu übertragen, weil sie die süßliche Verlogenheit der Schilderungen anwidere.

Aber z.B. Verena Stefan, die *Häutungen* geschrieben hat, ins Englische zu übertragen, wäre für einen guten Übersetzer kein Problem – und ich wage zu sagen: Egal, welchen Geschlechts. Ich könnte viele Beispiele nennen; ein eklatantes Beispiel ist mir gerade vor ein paar Wochen unter die Finger gekommen.

Dorothy Sayers, die berühmte englische Kriminalgeschichtenerzählerin, hatte einmal vor vielen Jahren eines ihrer erfolgreichsten Bücher verfaßt, das auf ihrer Erfahrung bei einer Londoner Werbeagentur basierte, wo sie die Bibliothek verwaltete: *Murder must advertise*. Es ist in einer neuen, von Otto Bayer verfaßten Übersetzung unter dem Titel *Mord braucht Reklame* erschienen. In diesem Buch wird über ein ganzes Kapitel hinweg ein Kricketspiel beschrieben, bei dem der Held, Lord Peter Wimsey, als eine Art Wallraff-Figur teilnimmt. Also hier beschreibt eine Frau einen Kricket-Match, und zwar so, daß der Leser die ganze Spannung mitbekommt. Ein Mann – Otto Bayer, der für seine Neuübersetzung des Gesamtwerkes von Dorothy Sayers den Literatur-Preis der Stadt Stuttgart erhielt – übersetzt die Szene. Eine Tiresias-Aufgabe ersten Ranges.

Ein anderes Beispiel: Doris Lessing schreibt einen Zukunftsroman, *Memoirs of a survivor* (Memoiren einer Überlebenden), ein Mann übersetzt ihn. Erkennt man, daß es ein Mann war? Ich meine nicht.

Ich meine, der gute Übersetzer (oder die gute Übersetzerin) hat zwar seinen oder ihren persönlichen Stil, er/sie ist wie Tiresias, er/sie muß von Buch zu Buch in die Gestalt des Autors/der Autorin schlüpfen, also in einem männlichen oder in einem weiblichen Menschen. Gewiß, manche Texte, stammen sie nun von Frauen oder von Männern, liegen mir mehr als andere. Meinen männlichen Kollegen geht es genauso.

Welche Verlage sind an der Veröffentlichung feministischer Literatur besonders interessiert? Zuerst einmal die vielen Frauenbuchverlage, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, militant-feministische Texte unters Leservolk (weiblich) zu bringen. Und dann alle großen Verlagshäuser, die in der heutigen Zeit, da das Thema „Frau“ und deren gesellschaftliche und emanzipatorische

Rolle Beachtung gefunden hat, einen Profit wittern, wenn sie Frauenliteratur veröffentlichen. Das ist ein Modetrend, der so bald nicht rückläufig werden wird.

Auch erotische, von Frauen verfaßte Literatur ist „in“, soweit sie dem Verlag Geld einbringt. Ich zitiere da nur *Angst vorm Fliegen* von Erica Jong und *Das Delta der Venus* von Anaïs Nin, das ich übertragen habe. Er war monatelang auf der Spiegel-Bestsellerliste und ist vor einigen Wochen in einer verbilligten Ausgabe erschienen. Dem Verlag war meine Übersetzung nicht „deftig“ genug, und man hat mir, ohne meine explizite Zustimmung, eine Menge sogenannter „four-letter-words“ hineingestrickt. Das hat sich günstig auf die Verkaufsziffern ausgewirkt, hat mir aber eine Rüge der Kritikerin der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG eingebracht, die das Original mit der Übersetzung verglichen hatte (was sehr selten vorkommt). Sie schrieb, ich hätte das Original „verzotet“, aber das hatte ich nicht; die Nin hätte die amerikanische Äquivalente dieser „Zoten“ bei ihren zwar deutlichen, aber stets zurückhaltend geschriebenen Kurzgeschichten niemals über die Schreibmaschine gebracht, denn man schrieb damals das Jahr 1949, und da kam so etwas gedruckt eben nicht vor.

Leserbrief

Ein Fall für sich

Zu schildern ist ein Fall, aus dem, so hoffen wir, positive Konsequenzen gezogen werden können. Um die Sache von allen Emotionen und Peinlichkeiten freizuhalten, verzichten wir in der Darstellung auf jegliche Namensnennung. Alle Beteiligten sind der Redaktion bekannt und können auf Wunsch erfahren werden. Dem renommierten Verlag A wird von dem gleichfalls renommierten Übersetzer B die Übersetzung eines deutsch noch nicht erschienenen wichtigen Werkes eines bedeutenden ausländischen, bereits verstorbenen Verfassers vorgeschlagen, dessen Rechte beim Verlag A liegen. Der Verlag nimmt die Anregung bereitwillig auf. Diese Erörterung findet Ende des Jahres 1981 statt. Anfang 1982 werden – bis Mitte Mai – die Vertrags-Modalitäten ausgehandelt, der Übersetzer B begibt sich an die Arbeit an dem von ihm vorgeschlagenen Werk.

Ende März 1982 wendet sich der Verlag A telefonisch an den gleichfalls nicht unbekannten Übersetzer C und fragt, ob er das genannte Werk zu übersetzen bereit sei. C – selbst Autor und mit dem Werk des infragestehenden Verfassers mehrfach als Rezensent befaßt – sagt mit Vergnügen grundsätzlich zu, stellt präzisierende Fragen zu Umfang und Auswahl des Werkes und erbittet ein Vertragsformular, zu dem er Stellung nimmt.

Unmittelbar nach diesem Gespräch wird er schriftlich und eindringlich um die Übersetzung eines Textes – für eine Sonderveröffentlichung aus dem zu übersetzenden Gesamtwerk – bis Anfang Mai gebeten. Ein knapper Termin – da ja kein Terminkalender leer ist – aber er willigt aus Interesse an der Sache ein. (C ist ahnungslos, daß das Gesamtwerk inzwischen einem Kollegen als Auftrag zugesprochen ist.) Auf die so eilig erbetene Teilübersetzung (die C als „Probe“ für die Gesamtübersetzung wertet und in zwei Versionen schickt), erhält er bis Ende der ersten Juniwoche keinerlei Antwort. Denn erfolgt eine Absage, deren Begründung nicht für den betroffenen Übersetzer, sondern auch objektive Beurteiler in keiner Weise zu überzeugen vermag.

Es heißt – im Falle eines epochemachenden Schriftstellers ein höchst fragwürdiges Argument – der „Zeit-Ton“ sei nicht getroffen. Behauptet wird allen Ernstes, ein Übersetzer, der selbst schriftstellerisch tätig sei (und „in der heutigen Zeit leben“ müsse) wie in diesem Falle C, könne sich wohl nicht in die Atmosphäre einer anderen Epoche – und also des Originaltextes – einfühlen. (Wer sonst?) Außerdem wird vom Verlag – ohne jeden Anlaß – unterstellt, der Übersetzer C sei zu keinen Änderungen und Überarbeitungen des vorgelegten Textes bereit.

Nach dieser Absage erfährt C durch Zufall, daß B der Anreger der Gesamtübersetzung und bereits mit ihr beauftragt ist (bzw. war) – eine für Kollegen prekäre Situation, die sich in diesem Falle durch offene Aussprache klären ließ.

Übersetzer B hatte gleichzeitig mit der Absage an C nun auch den Auftrag für die Sonder-Übersetzung erhalten. Es entspann sich zwischen Übersetzer B und dem Lektorat des Verlags A eine ausführliche Korrespondenz bzw. telefonische Kommunikation. In einigen wenigen Fällen waren – wie immer möglich und vom Übersetzer erwartet, ja, erhofft – Verbesserungen durch Absprache zwischen A und B zu erreichen, wobei die überaus geduldige Bereitwilligkeit des Übersetzers B, irrige Einwände zu entkräften und halbwegs akzeptable anzunehmen, hervorzuheben ist. Zahlreiche „Verbesserungsvorschläge“ des von mehreren, häufig wechselnden Personen besetzten Lektorats lassen allerdings an dessen sprachlicher und stilistischer Kompetenz – sowohl was die Fremd- als auch was die eigene Sprache angeht – entschieden zweifeln.

Anfang September 1982 wurde dem Übersetzer B der Auftrag der Gesamtübersetzung wieder entzogen mit der Begründung, die „Überarbeitung“ durch das Lektorat sei „zu aufwendig“. Gleichzeitig bat man ihn „vielmals“ um die baldige Lieferung des bereits geleisteten Teils der – angeblich untauglichen – Übersetzung des Gesamtwerks. Nach den Lektorats-„Korrekturen“ im Falle der Sonderübersetzung (die dann im wesentlichen im Text des Übersetzers erschienen ist), läßt sich die Qualität der „aufwendigen Bearbeitung“ der weiteren Texte ohne große Mühe ableiten. Weitere eklatante Einzelheiten im Procedere des Verlags sind hier der Kürze wegen weggelassen.

Fazit:

Es ist das gute Recht eines Verlages, eine Übersetzung nach sorgfältiger Prüfung ausreichender Proben *begründet* abzulehnen. Es ist die Pflicht eines renommierten Verlags, der die Rechte bedeutender Autoren innehat, sein literarisches Lektorat mit kompetenten Mitarbeitern zu besetzen. Es erscheint im höchsten Maße unfair – wenn dieser Begriff im Verlagsgeschäft erlaubt ist –, eine Übersetzung, noch dazu dieses literarischen Formats und Umfangs, mit zwei Übersetzern zu verhandeln, die von diesem Verfahren nicht in Kenntnis gesetzt wurden, deren einer die Übersetzung angeregt hat und vor dem Vertragsabschluß steht. Es würde sich dringend empfehlen – wenn ein Verlag sich nicht in der Lage sieht, einen durchaus geeigneten Übersetzer aufzufordern – bei der Übersetzung des bedeutenden Werkes eines namhaften Verfassers so zu verfahren, wie es bei der Vergabe großer Bauaufgaben geschieht, nämlich: Einen offenen oder beschränkten Wettbewerb zu veranstalten, dessen Bedingungen *vorher* klar sind und dessen Jury *benannt* ist. So würde man – ohne größeren Kosten- und Zeitaufwand als er im anderen Falle entsteht – zu qualifizierten Übersetzungen kommen, an denen allen – Verlag, Autor, Übersetzer und Leser – gelegen sein muß. Zugleich könnte allen Beteiligten viel Verdruß, vor allem aber dem Übersetzer die berufsschädigende Wirkung der oben geschilderten peinlichen Vorkommnisse erspart werden.

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 2,40 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Kuhstraße 11, D-4172 Straelen 1. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharn, Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 7 27 52 35 oder (0 72 75) 2 35; Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, D-8000 München 70. Herstellung: Lothar Letsche. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt 4 (Bonlanden).